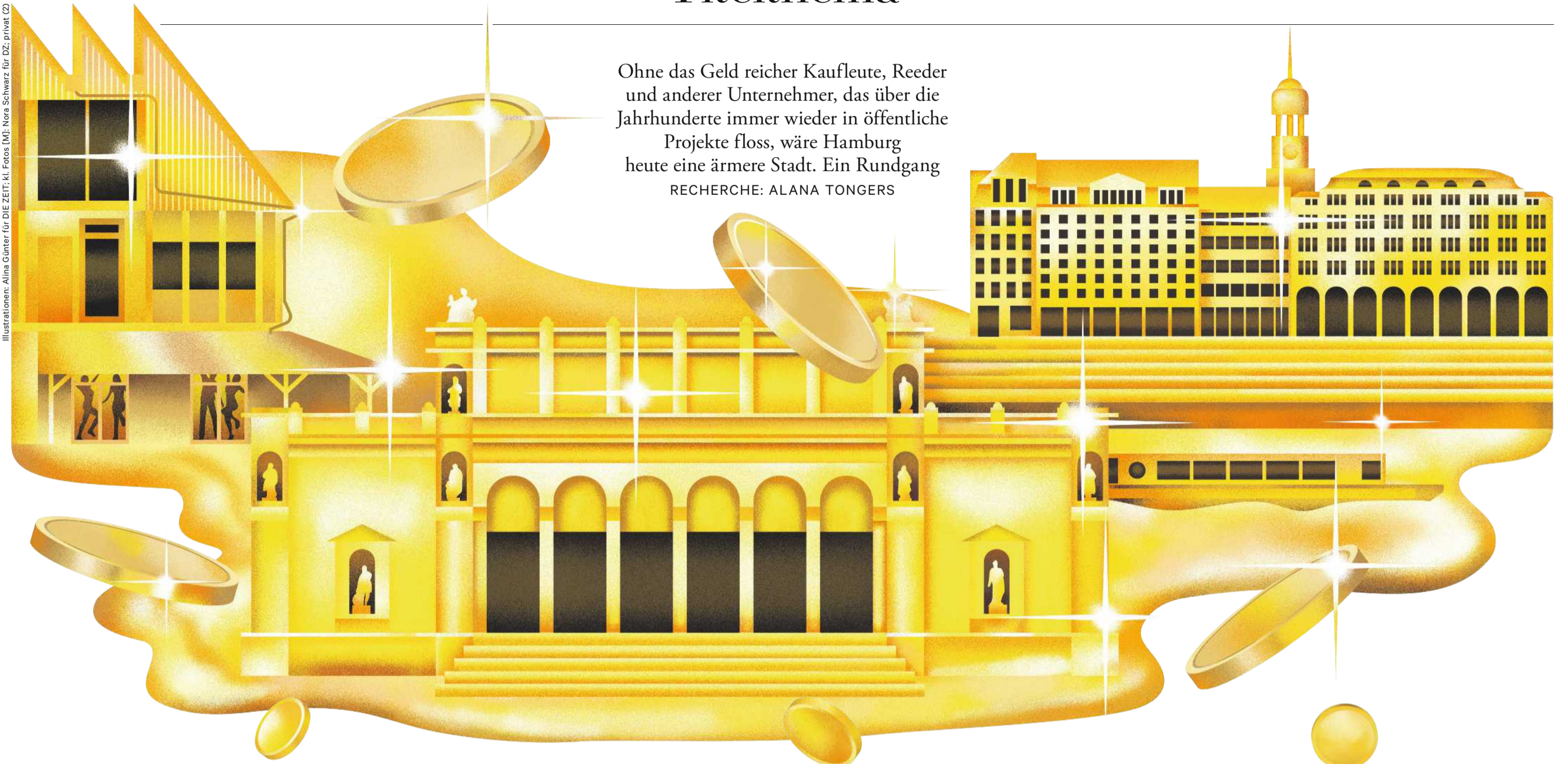


Titelthema

Ohne das Geld reicher Kaufleute, Reeder und anderer Unternehmer, das über die Jahrhunderte immer wieder in öffentliche Projekte floss, wäre Hamburg heute eine ärmere Stadt. Ein Rundgang

RECHERCHE: ALANA TONGERS



Golden Pudel Club

Der Golden Pudel Club gilt als eine Brutstätte der Subkultur; in den Neunzigern trafen sich hier die Bands der Hamburger Schule. Später gab es Streit zwischen den Eigentümern Rocko Schamoni und Wolf Richter. Letzterer wollte das Gebäude 2016 zwangsversteigern lassen. Die Mara-und-Holger-Cassens-Stiftung übernahm Richters Anteile und übertrug sie zusammen mit Schamonis Part an die Golden-Pudel-Stiftung, die zur Patriotischen Gesellschaft gehört. Der Club war gerettet.

Hamburger Kunsthalle

Schon der Bau des 1896 eröffneten Museums am Glockengießerwall wurde überwiegend aus privaten Spenden finanziert. Ähnlich war es, als die Kunsthalle von 2014 bis 2016 aufwendig umgebaut wurde: Aus dem städtischen Haushalt flossen sieben Millionen Euro, die Dorit & Alexander Otto Stiftung spendete 15 Millionen Euro.

Jungfernstieg

Auf Initiative des Vereins »Lebendiger Jungfernstieg« wurde dieser von 2004 bis 2006 für 16 Millionen Euro umgebaut. Knapp die Hälfte davon waren Spenden, größtenteils vom Versandhaus-Gründer Werner Otto und dessen Sohn Alexander, der die Gewerbeimmobilienfirma ECE leitet. Sie finanzierten die Treppen, die zu den Anlagen der Alsterdampfer führen.

Die jungen Mildten

Sie stiften Kunstwerke, betreiben Krankenhäuser, unterstützen Forscher: Jahrzehntlang prägten reiche Bürger die Stadt. Nun werden die Mäzene alt. Wer folgt ihnen nach? Drei Beispiele VON KRISTINA LÄSKER UND OSKAR PIEGSA

Am Großen Burstah, mitten in der Hamburger Innenstadt, entsteht ein Geschäft, in dem es nichts zu kaufen gibt. Stattdessen bekommen Kinder aus benachteiligten Familien dort Schulranzen geschenkt. Keine gebrauchten aus zweiter Hand, sondern Neuware. Die Idee stammt von Carolin Schnoekel. Sie ist 30 Jahre alt, Juristin, Mutter einer kleinen Tochter – und sie hat etwas getan, das in Hamburg Tradition hat, in ihrer Generation aber untypisch ist: Sie hat eine Stiftung gegründet.

In Hamburg gibt es rund 1.500 Stiftungen, mehr als in jeder anderen deutschen Stadt. Zusammen verwalten sie ein Kapital in Höhe von zwölf Milliarden Euro.

Der Grund für diese Häufung liegt in der Geschichte: Anders als in Berlin, München oder Hannover gab es hier nie Fürsten oder Könige. Hamburg wird seit je von seinen Bürgern (und seit gut 100 Jahren auch von seinen Bürgerinnen) regiert – und finanziert. Auch die öffentlichen Schätze und Prachtbauten der Stadt stammen nicht von Adligen, sondern wurden meist von reichen Kaufleuten gespendet. Etwa die Kunsthalle, die Laeiszehle oder auch die Alsterfontäne. Einige Hamburger Stiftungen zählen zu den ältesten in Deutschland – die Stiftung Hospital zum Heiligen Geist im Stadtteil Poppenbüttel etwa existiert seit dem Jahr 1247. Die Joachim-Hertz-Stiftung in Langenhorn wiederum gehört zu den bundesweit finanzstärksten und wichtigsten: Sie verfügt über einen Buchwert von zwei Milliarden Euro.

Die Stadt braucht und ehrt ihre Stifter und Mäzene und hat Alleen und Chausseen nach ihnen benannt. Im Hauptgebäude der Uni steht eine Büste des Kaufmanns Edmund Siemers, der das Gebäude einst bezahlte. Und im Foyer des Rathauses ist der Industrielle Kurt A. Körber verewigt, dessen Stiftung zu den wichtigsten in der Stadt gehört und der unter anderem

den Wiederaufbau des Thalia Theaters, den Umbau der Deichtorhallen und den Bau der Hochschule für angewandte Wissenschaften mitfinanzierte.

Doch die Geldgeber, die in den vergangenen Jahrzehnten oft eingesprungen sind, wenn es in Hamburg wieder einmal am Finanziellen mangelte, werden alt. Siemers, Körber und viele andere sind lange tot. Im Oktober ist die Kultur- und Wissenschaftsmäzenin Hannelore Greve im Alter von 96 Jahren gestorben. Kurz darauf starb der Kunstsammler Harald Falckenberg, er wurde 80 Jahre alt. Im Januar verkündete der 71-jährige Jan Philipp Reemtsma, sein Institut für Sozialforschung in einigen Jahren aufgeben zu wollen. Andere Mäzene bleiben aktiv, aber viele sind betagt. Wie geht es weiter, wenn sie eines Tages nicht mehr da sind? Gibt es junge Mäzeninnen und Mäzene, die nachrücken? Engagieren sie sich noch in ihrer Heimatstadt, und wenn ja, wie tun sie das? Um das herauszufinden, haben wir mit Menschen aus dem Non-Profit-Bereich und der Vermögensverwaltung gesprochen. Wir baten sie um Einschätzungen und Empfehlungen. So kamen wir auf die drei jungen Menschen, die wir hier vorstellen. Menschen, die Gutes tun wollen und dafür ihr Geld nutzen, ihre Netzwerke, ihre Bildung – und ihre Nachnamen, mit denen sich Türen öffnen lassen, die anderen meist verschlossen bleiben.

Carolin Schnoekel suchte eine Aufgabe. Jetzt hilft sie benachteiligten Kindern

»Der Impuls, eine Stiftung zu gründen, kam von meinem Mann«, sagt Carolin Schnoekel. Einige Jahre sei es her, da hätten sie auf der Terrasse gesessen, ein Glas Wein getrunken und über die Zukunft gesprochen. Ihr Mann ist Immobilienentwickler, sie selbst hat Jura studiert und war in einer Kanzlei tätig. Wegen des Geldes bräuchte Carolin Schnoekel wohl nicht arbeiten. Ihre Schwiegermutter ist die Tchioborbin und Unternehmerin Daniela Herz-Schnoekel,

einer der wohlhabendsten Menschen der Stadt. Ihr Vermögen wird auf einige Milliarden geschätzt. Doch Carolin Schnoekel suchte eine Aufgabe. »Caro«, habe ihr Mann gesagt, »du könntest deine Leidenschaft in eine Stiftung geben und etwas Großartiges machen.« Erst habe sie das abgewehrt, doch es begann in ihr zu arbeiten. Heute sagt sie: »Diese Idee hat mich ein bisschen verunsichert, aber total inspiriert.«

Carolin Schnoekel stammt aus der Eifel, und wenn sie von ihrer Kindheit erzählt, dann von den Pfadfindern und von Ausflügen in die Natur. »Ich bin behütet aufgewachsen«, sagt sie, »mit Bauernhöfen in der Nähe.« Sie beschloss, Kindern zu helfen, die weniger Glück haben. Um sich auf diese Aufgabe vorzubereiten, besuchte sie einen Lehrgang der Deutschen Stiftungsakademie, schrieb Hilfsprojekte an, die sie bewunderte – das Kinder-Hospiz Sternbrücke, die Arche in Jenfeld –, und vereinbarte Besuchstermine. Die meisten, erzählt sie, seien dann überrascht gewesen, als eine junge Frau vor ihnen stand.

Menschen, die Stiftungen gründen, sind in der Regel schon älter. Denn eine Stiftung funktioniert im Prinzip wie eine Erbschaft, die aber nicht einzelne Nachfahren begünstigt, sondern die ganze Gesellschaft. Ein vermögender Mensch legt dafür eine bestimmte Summe für einen oder mehrere gemeinnützige Zwecke fest. Dieses Geld gehört ihm danach nicht mehr. Es wird angelegt, etwa auf dem Finanzmarkt, und aus den Renditen die wohltätige Arbeit unterstützt. Das Stiftungsvermögen selbst wird nicht angerührt und kann theoretisch bis in alle Ewigkeit Einnahmen abwerfen und dem guten Zweck dienen.

Eines Abends saßen die Schnoekels wieder auf der Terrasse. Zehn Millionen Euro wollten sie stiften, bei einer konservativen Anlagestrategie würde das Erträge von etwa 200.000 Euro pro Jahr abwerfen. Nun zerbrachen sie sich den Kopf über einen passenden Namen für ihre Stiftung. »Worum geht es dir?«, habe ihr Mann gefragt, erzählt Schnoekel. »Ach«, habe sie geantwortet, »Kinder sollen einfach Kind

sein können.« So kam die Kindsein Stiftung zu ihrem Namen. Im März 2023 wurde sie gegründet.

Auf die Frage, woran es Hamburgs Kindern fehle, habe sie oft dieselben zwei Antworten gehört, erzählt Carolin Schnoekel. Erstens, an gesundem Essen. Also stellte sie eine Ernährungsexpertin ein und kocht seither dienstags mit zehn Kindern in einer Grundschule. Angesichts von rund 75.000 Grundschulkindern in Hamburg sind das nur wenige. Aber diesen Kindern wolle sie zu einer dauerhaften Veränderung verhelfen, sagt Schnoekel: »Nicht nur einmal Spaß in der Küche haben und dann zurück zur Chipstüte.« Am Ende des Schuljahres sollen sie eine Rezept-Mappe nach Hause nehmen und das Selbstvertrauen, dass sie kochen können, auch wenn das in ihren Familien sonst nicht geschieht.

Mit dem Verschenk-Geschäft, das Schnoekel im Mai am Großen Burstah eröffnet, reagiert sie auf die zweite Antwort, die sie immer wieder hörte: Es fehle an Ausstattung für die Schule, angefangen mit Schulranzen, die 150 bis 300 Euro kosten. Das ist mehr, als sich viele Familien leisten können.

Man könnte nun einwenden, dass Schulkinder eigentlich keine Ranzen brauchen. Was sie von zu Hause in die Schule mitnehmen – Brotbox, Trinkflasche, Etui –, passt in einen simplen Rucksack. Spätestens ab der fünften Klasse finden viele Kinder ihre Grundschulranzen ohnehin nicht mehr cool genug. Wenn man darüber nachdenkt, könnte man deshalb zu dem Ergebnis kommen, dass man eher Aufklärungsarbeit betreiben müsste, um die Kinder von diesem unnötigen Statussymbol zu befreien. Carolin Schnoekel denkt anders, pragmatischer: Wenn ein Schulranzen zu einer glücklichen Kindheit gehört, dann soll jedes Kind einen kriegen. »Ich will eine schöne Erinnerung schaffen«, sagt sie.

Also handelt Carolin Schnoekel, die sich selbst für ihre Arbeit kein Gehalt auszahlt, mit Herstellern Rabatte aus, bestellt große Mengen, organisiert ein Team aus Freiwilligen für Ladenbau und -betrieb,

wirbt in Kitas für ihr Angebot und bearbeitet die Anträge von Eltern (nicht jeder kann in ihrem Geschäft einen Ranzen bekommen, das Gesetz erfordert einen Nachweis der Bedürftigkeit).

Das Konzept mit dem Laden hat sie im vergangenen Jahr in Altona ausprobiert, das habe gut funktioniert. Rund 2.000 Ranzen habe sie verschenkt. Dieses Jahr, in der Innenstadt, sollen es 3.500 werden.

Felix Kroschke hat eine Stiftung geerbt und will sie modernisieren, aber ganz behutsam

Nicht weit von dem Ranzenladen entfernt sitzen Christoph und Felix Kroschke eines Abends in der Hanse Lounge, einem exklusiven Businessclub am Neuen Wall. Der Gang ist mit Eichenparkett ausgelegt, an der Wand hängt Reichskanzler Bismarck, und am Eingang erhalten Gäste, die kein Sakko tragen, ein blaues Leihjackett mit Goldknöpfen. Das gehört hier zur Etikette. Die Kroschkes sind Vater und Sohn, kürzlich haben sie gemeinsam ein Buch verfasst: *Anstiften, Anstoßen, Aufbauen*. Darin erzählen sie von der Stiftung ihrer Familie. Heute Abend wurden die Clubmitglieder zu einem Gespräch mit den beiden eingeladen. Gut 40 Zuhörer sind gekommen. Es sind Banker, Anwälte und Unternehmer, viele von ihnen haben selbst eine Stiftung gegründet, sie sind neugierig, wie die Kroschkes das machen.

Die Kroschkes sind nicht nur Stifter, sondern auch Unternehmer. Ihnen gehört die Christoph Kroschke GmbH in Ahrensburg. Die Firma ist eine Erfolgsgeschichte aus dem deutschen Mittelstand: Elfriede und Martin Kroschke hatten 1957 in einer Kellerwerkstatt damit begonnen, Autokennzeichen zu prägen. Ihre Söhne Christoph und Klaus machten den Betrieb groß, er ist heute der Marktführer. 1993 gründeten sie die Kroschke Kinderstiftung. Christoph Kroschke hatte damals schon fünf Kinder, er sei dankbar gewesen, dass alle gesund zur Welt gekommen seien, sagt er. Da habe es nahe-

Philharmonisches Staatsorchester

Das Philharmonische Staatsorchester wird aus dem städtischen Haushalt finanziert, pro Saison liegt der Etat derzeit bei 17 Millionen Euro. Im Jahr 2017 gab Klaus-Michael Kühne zusätzlich fünf Millionen Euro an das Orchester, aufgeteilt auf fünf Spielzeiten. Mit diesem Geld konnte der Vertrag des Generalmusikdirektors Kent Nagano bis 2025 verlängert werden. Nagano bedankte sich bei Kühne mit einem Konzert.

Villa Mare

Der Publizist und Moderator Roger Willemsen kaufte ein Haus in Wentorf bei Hamburg. Er wollte darin leben und arbeiten, dann wurde er sehr krank. Kurz vor seinem Tod im Jahr 2016 beschloss er, aus der Villa ein Künstlerhaus zu machen. Jedes Jahr können dort bis zu zehn junge Künstlerinnen und Künstler wohnen und arbeiten. Zu diesem Zweck gründete Nikolaus Gelpke, Verleger des Mare-Verlags und ein Freund Willemsens, die Roger-Willemsen-Stiftung.

Altes Israelitisches Krankenhaus

Salomon Heine, Bankier und Onkel des Dichters Heinrich Heine, ließ 1843 auf St. Pauli die bis dahin modernste Klinik der Stadt erbauen: das Israelitische Krankenhaus. 1939 wurde das Gebäude von den Nazis beschlagnahmt. Seit 1961 ist das Krankenhaus in Alsterdorf zu finden. Träger ist heute die Stiftung Israelitisches Krankenhaus.

Hamburgs Mäzene



Elbphilharmonie

Die Liste der Geldgeber, die für den Bau des Konzerthauses gespendet haben oder bis heute ihren Betrieb mittragen, liest sich wie das »Who is who« des Hamburger Mäzenatentums. Dort finden sich etwa die Ottos, die Kühnes und die Greves. Allein Letztere spendeten 30 Millionen Euro. Ohne Spenden gäbe es weder die Orgel noch das Internationale Musikfest.

Hamburger Tafel

1994 gründete Annemarie Dose die Hamburger Tafel. Sie holte übrig gebliebenes Brot beim Bäcker ab und gab es an bedürftige Menschen weiter. Um das Projekt zu finanzieren, nutzte Dose ihre Kontakte zu wohlhabenden Hamburgern. Heute versorgt die Tafel rund 30.000 Menschen pro Woche mit Essen, rund 150 Ehrenamtliche stemmen die Arbeit.

Flügelbauten der Universität

Helmut und Hannelore Greve verdienten ihr Geld mit Immobilien. 1994 verkündeten sie, für die Hamburger Universität zwei Anbauten für 35 Millionen Euro zu spenden. Studierende bewarfen das Ehepaar daraufhin mit Farbbeuteln – sie wollten gegen den Einfluss privater Geldgeber an der Uni protestieren. Gebaut wurde trotzdem. Die Flügelbauten säumen heute das Hauptgebäude in der Edmund-Siemers-Allee und beherbergen Seminarräume und Bibliotheken.

gelegenen, etwas zurückzulegen und Kindern mit Behinderung zu helfen.

Felix und sein Bruder Philipp leiten den Betrieb heute in dritter Generation. Sie managen einen Umsatz von 110 Millionen Euro, führen etwa 1.900 Mitarbeiter und erweitern die Firma gerade auf digitale Zulassungen. Felix, 36 Jahre, Jurist, verantwortet die Finanzen und das Personal, seit Juni 2023 leitet er zusätzlich die Kinderstiftung. Er ist einer dieser Kaufmannsöhne, die vieles bewahren, aber auch einiges ändern wollen – ohne den Vater zu brüskieren.

So ist es auch an dem Abend in der Hanse Lounge. Kroschke senior, 71 Jahre alt, hat sich in Rage geredet und schimpft über den Staat. Der greife zu stark ins Tun von Unternehmern ein, er sei verkrustet und zu bürokratisch. Manche im Raum nicken. Einmal habe er der früheren Ministerpräsidentin von Schleswig-Holstein gesagt, dass spendable Unternehmer wie er im sozialen Sektor oft mehr bewirkten als der Staat, jetzt tönt er: »Frau Simonis, Sie müssen akzeptieren, dass es Menschen gibt, bei denen das Geld dann direkter ankommt.« Der Kaufmann findet es angemessen, dass er für die drei Millionen Euro, die im Vermögen der Stiftung stecken, keine Steuern zahlen musste. So hat er es auch in seinem Buch formuliert: »Das Gemeinwohl gewinnt dabei mehr, als der Staat weniger an Steuern einnimmt.« Er wollte »seine Steuern selbst steuern« – so denkt Kroschke senior. Der Moderator fragt Felix Kroschke, was er dazu denke. Der schweigt dazu, wohl aus Respekt vor den Älteren. »Du kommst nicht als Youngster und sagst, das habt ihr alles falsch gemacht«, sagt er später.

Die Kroschke Kinderstiftung fördert gut 50 Projekte pro Jahr in Norddeutschland. Dazu gehören Initiativen wie der Kupferhof, auf dem Familien mit pflegebedürftigen Kindern Urlaub machen, Musiktherapien für Frühchen oder das Hamburger Projekt Sit'n'Skate, das mit Kindern im Rollstuhl Workshops in Skateparks macht. Die hohe Zahl der Projekte liegt auch an den Spenden: Die Firma von Felix Kroschke

und der Betrieb des Onkels spenden pro Jahr bis zu 300.000 Euro zusätzlich an die Stiftung. Felix Kroschke hat zum Stiftungswesen promoviert und weiß, dass seine Kinderstiftung potenter ist als viele andere. »Der Großteil der deutschen Stiftungen ist total klein und unterfinanziert«, sagt er.

Der Junior möchte trotzdem lieber weniger Projekte unterstützen als bisher, das Ganze mehr wie ein Unternehmen führen und neue Kriterien für die Auswahl von Projekten festlegen. Hat ein Projekt Modellcharakter? Geht es den Kindern danach messbar besser? Wie andere junge Stiftungsmanager setzt auch er auf Kooperationen mit anderen Stiftungen. Gemeinsam kann man mehr schaffen – was wie eine Binsenweisheit klingt, war lange nicht verbreitet: Erst nach der Finanzkrise haben viele Stiftungen so richtig zu kooperieren begonnen. Bei manchen älteren Geldgebern stand oft auch persönlicher Geltungsdrang einer Zusammenarbeit im Weg.

In der Hanse Lounge warten jetzt Häppchen und Wein, die letzte Frage des Moderators geht an den Sohn: »Würdest du noch mal eine Stiftung gründen?« Felix Kroschke schüttelt den Kopf. Dass Stiftungen für die Ewigkeit angelegt sind und ihre definierten Zwecke oft irgendwann nicht mehr zu den Nöten der Zeit passen – das findet er nicht zeitgemäß. Er würde heute lieber eine Verbrauchsstiftung gründen, sagt er. Das ist ein Modell, bei dem sich die Projekte direkt aus dem Vermögen finanzieren. Und wenn das aufgebraucht ist, stirbt die Stiftung.

Alexis Broschek will humanitäre Hilfe leisten. Besser, schneller und transparenter

Alexis Broschek kommt eine Viertelstunde zu spät zu dem verabredeten Interview und wirkt etwas abgekämpft. »An der Grenze zur Ukraine wurde ein Truck aufgehalten«, entschuldigt er sich, »der Lieferschein war falsch ausgefüllt, das mussten wir klären.« Alexis Broschek hat mit Freunden Aid

Pioneers gegründet, eine Hilfsorganisation, die unter anderem Medikamente und Medizinprodukte in Kriegs- und Krisengebiete liefert. 300 Betten, 50.000 Spritzen, das sind die Größenordnungen, in denen er denkt. Er sagt: »Wir sind ein Start-up, das humanitäre Hilfe besser, schneller und transparenter machen möchte.«

Der 28-Jährige blickt insgesamt eher kritisch auf den Non-Profit-Sektor. Das schließt Stiftungen ein, die er als sehr langsam erlebt. Man kriege dort auch fast nie Mitarbeitende ans Telefon, weil diese ständig in Workshops und auf Fortbildungen seien. »Wir haben noch nie mit einer Stiftung zusammengearbeitet, *ever*«, sagt er. Dann überlegt er kurz und korrigiert: Doch, von der Stiftung Louisiana, die ein privates Internat in Schleswig-Holstein betreibt, habe Aid Pioneers mal eine Spende bekommen. Aber das zählt nicht richtig, das ist Broscheks alte Schule.

Die Familie Broschek hat sich in Hamburg in das Stadtbild eingeschrieben: An den Großen Bleichen steht ein repräsentatives Kontorhaus aus Backstein, das ist das Broschekhaus, vor rund hundert Jahren erbaut als Sitz des damals führenden Presseverlags. Alexis Broschek jedoch zog vor zwei Jahren nach Berlin, wie viele, die unternehmerisch etwas Neues ausprobieren wollen.

Angefangen hat Aid Pioneers in seiner Heimatstadt Hamburg, in seinem Kinderzimmer. Das war im Jahr 2020, Broschek war frisch zurückgekehrt aus England, wo er an der renommierten London School of Economics studiert hatte, eine Mischung aus Philosophie, Politik und Volkswirtschaftslehre. Er schrieb an seiner Masterarbeit und bewarb sich bei Unternehmensberatungen. »Ich hatte immer den Plan, in die Privatwirtschaft zu gehen«, sagt er. Eigentlich.

Dann aber explodierte am 4. August 2020 eine mit Chemikalien gefüllte Lagerhalle in Beirut und zerstörte Teile der Stadt. Broschek verfolgte die Berichte in den Medien, er spricht vom unfassbaren Leid, das die Menschen dort erlebten. Seine Freunde und er wollten etwas tun, und sie hatten die Zeit dafür, denn in Deutschland war wegen der Pandemie das Leben lahmgelegt. Broschek und seine Studienfreunde bauten ein Hilfsprojekt auf, auch wenn sie so was noch nie zuvor gemacht hatten.



Carolin Schnoeckel, 30, Stifterin



Alexis Broschek, 28, Non-Profit-Unternehmer



Felix Kroschke, 36, leitet eine Familienstiftung

»Es war ziemlich hemdsärmelig«, sagt Broschek heute. »Wir haben über Facebook Organisationen vor Ort angeschrieben und Sachspenden in Deutschland gesammelt.« Dann baten sie Airlines um Hilfe, die normalerweise Urlauber ans Mittelmeer bringen und damals leere Flugzeuge bewegen, um ihre Betriebslizenz nicht zu verlieren. So kamen die Spenden nach Beirut, wo sie die Facebook-Freunde verteilten. Das war viel *Learning by Doing*, so schildert er es.

Als dann die Jobzusage aus einer Beratung kam, sagte Broschek ab. Er beschloss, sich einige Jahre zu nehmen, um Aid Pioneers hochzuziehen. Broschek glaubt, dass es bei vielen etablierten Organisatio-

nen im Non-Profit-Bereich die Tendenz gibt, sich immer mehr auf die Spenderinnen und Spender zu konzentrieren und immer weniger auf die Menschen, denen man helfen will. Er kenne Hilfsorganisationen, die viel Geld für ein Krisengebiet sammelten, aber gar keine Lieferungen ins Land bekämen, weil sie das überfordere.

Aid Pioneers setzt keine eigenen Projekte im Ausland auf, sondern vernetzt westliche Spender mit bestehenden Organisationen vor Ort, etwa in der Ukraine, im Nahen Osten und in afrikanischen Ländern. Fast wie damals im Kinderzimmer. Die Logistikpartner von Aid Pioneers sind heute jedoch keine Ferienflieger mehr, sondern große Unternehmen wie Kühne + Nagel. Dort einen Termin zu bekommen, sei nicht schwer gewesen: Broschek kennt die Tochter eines Vorstandsmitglieds aus dem Studium in London.

Alexis Broschek redet so schnell, dass man ihn manchmal unterbrechen muss. Etwa, als er erzählt, dass Aid Pioneers zuletzt Sachspenden im Gesamtwert von fünf Millionen Euro bewegt hätte, mit acht Mitarbeitern und Betriebskosten von gerade mal 200.000 Euro. Moment! 200.000 Euro minus Büromiete geteilt durch acht, das klingt nicht nach tollen Gehältern? Broschek grinst etwas verlegen: »Jaja, stimmt schon.« Das Büro bekämen sie kostenlos in einem Berliner Co-Working-Space, viele Mithelfende arbeiteten pro bono neben ihren Beraterjobs, und er selbst zahle sich 42.000 Euro als Jahresgehalt. »Dass jetzt ein Truck mit Medizin durch die Ukraine fährt, ist mir so viel mehr wert als Geld«, sagt er.

Alexis Broschek glaubt, dass viele in seinem Alter so denken. Sie sehnten sich nach »Jobs mit *purpose* und *impact*«, sagt er. Also nach Arbeit mit Sinn, die die Welt ein bisschen besser macht. Das sei wichtiger als das Gehalt, zumindest einige Jahre lang.

Stadion am Rothenbaum

Irgendwann muss dem Tennis-Fan Alexander Otto im Stadion am Rothenbaum aufgefallen sein, dass es moderner sein könnte. Für die Renovierung zahlte die Stadt und der Deutsche Tennisbund je eine Million Euro – hinzu kamen acht Millionen Euro von Otto. 2020 wurde das renovierte Stadion wiedereröffnet. Boris Becker gratulierte per Videobotschaft.

Viva la Bernie

In einem Innenhof in der Bernstorffstraße wohnen und arbeiten seit 30 Jahren Kreative, darunter die Band Fettes Brot. 2017 kauften zwei Investoren das Areal. Damit kam die Sorge auf, der Hof könnte abgerissen und neu bebaut werden. Ende 2023 kündigte die Lawaetz-Stiftung, der auch die Rote Flora gehört, an, das Grundstück für 8,5 Millionen Euro zu kaufen. Jedoch: 3,5 Millionen Euro soll die Initiative Viva la Bernie beisteuern. Sie versucht gerade, das Geld zu sammeln.

Bibliothek am Christianeum

Die Schulbibliothek des Gymnasiums Christianeum in Othmarschen gilt als eine der wertvollsten des Landes. Dort steht eine Ausgabe von Dantes »Göttlicher Komödie« von 1360. Als das Schulgebäude 2013 renoviert wurde, setzte sich eine Initiative dafür ein, die alten Bücher zu restaurieren – dies geschah mithilfe der Hermann-Reemtsma-Stiftung und der Warburg-Melchior-Olearius-Stiftung.